Ein Schriftsteller erinnert sich	Fundort 30	Schwyzundquer

Erlebnisse eines Schülers – erzählt von Schriftsteller Josef Maria Camenzind (1904-1984) aus Gersau:

Auf Wiedersehen in Amerika!

Heute suchen Ausländer Arbeit bei uns. Vor 100 Jahren war es genau umgekehrt: Schweizer und Schwyzer wanderten aus, um im Ausland Arbeit und Verdienst zu finden.

Auch in Gersau suchten Dörfler und Bergler damals ihr Glück in der Fremde. Der Gersauer Schriftsteller Josef Maria Camenzind hatte als Erstklässler in seinem Dorf eine Abschiedsszene von Auswanderern erlebt. Er beschrieb diese Abschiedsstimmung in seinem Roman „Die Stimme des Berges“, erschienen 1936.

Fast immer, wenn ich mit meinem Freund Resli zum Plattengädeli hinunterstieg, kam mir jene herzzerwühlende Abschiedsszene in den Sinn, der ich als kleiner Erstklässler unten bei der Dampfschiffbrücke beigewohnt hatte.

Es war an einem Spätwintermorgen gewesen. Fast das halbe Dorf hatte sich unten am See am Schiffsteg eingefunden und umstand ein Trüpplein Auswanderer, Dörfler und Bergler, Burschen und Mädchen, meistens aber Burschen. Ein Berg von Körben und Schachteln und Koffern lag draussen am Landungssteg. Ein Männerchor und eine Ländlermusik jodelte und schmetterte Heimatlieder in den jungen Morgen.

Burschen taten heillos übermütig. Mütter schluchzten.
Väter gaben sich unbeholfen wie Schulbuben. Hinter Hotel Müllers Gartenhag heulte ein einsames Mädchen. Frauen und Töchter, Burschen und Männer stürmten umher, nahmen da noch einmal Abschied, gaben dort noch einem Auswanderer die Hand. Draussen auf dem See lärmte die Schiffssirene. Der Brückenwart läutete die Glocke und machte die Treppe frei.

Tränen zum Abschied

Auf einmal begann die Musik zu spielen: „Vo mine Berge muess i scheide, wo's gar so liebli ist und schön, cha nüme i der Heimat bleibe, muess in die weite Ferne gehn!"

Das Volk stimmte ein und weit über das Dorf und den See klang das Abschiedslied. Doch nicht lange, langsam verkrümelte und vertröpfelte es und wurde schwächer und schwach, bis nur noch eine einzige Klarinette dudelte. Die Musik brach ab, der Gesang hörte auf. Die Musikanten konnten nicht mehr spielen, die Sänger konnten nicht mehr singen, etwas Schreckliches klammerte ihnen den Hals zusammen, lähmte ihre Zungen und nahm ihnen den Atem. Lautes Schluchzen ging über den Platz. Alte, abgehärtete Männer wischten sich die Tränen aus den Augen.

Auf einmal schoss der weisse Kiel des Schiffes hinter dem Stationshaus hervor. Die Wellen schäumten und klatschten ans Ufer. Die Stimme des Kapitäns klang laut ans Land: „Langsam rückwärts! Stopp!" Die Treppe polterte zum Schiff hinüber. Eine scharfe Kontrolleurstimme kommandierte: „Gersau aussteigen! Billet gefälligst!"

Einige Reisende stiegen aus, machten verwunderte Augen, staunten über das viele Volk, bahnten sich einen Weg zur Straße und blieben dort stehen. Wieder klang die Stimme des Kontrolleurs: „Einsteigen nach Beckenried, Buochs, Vitznau, Weggis, Luzern!"

Und schon setzten sich die Auswanderer in Bewegung, voraus eilig und hastend jene, die keine oder nur entfernte Verwandte hatten, dann stoßweise und zögernd und sich gar oft aus der Umklammerung geliebter Eltern losreissend die andern. Da schluchzte eine Mutter überlaut auf, dort drückte ein Vater seinem Sohn einen Kuss auf die Stirne. Etwas, das ich in unserm Dorf noch nie gesehen hatte. Dort entwand sich ein Bursche seinem geliebten Mädchen.

Die Stimme des Kontrolleurs schlug laut und scharf über die aufgeregte Volksmenge: „Pressieren! Einsteigen! Nach Beckenried, Buochs, Vitznau, Weggis, Luzern!"

Eine Handorgel begann zu spielen, ein Klarinett dudelte hintendrein. Junge Burschen jauchzten vom Schiff ans Land, vom Land zum Schiff hinüber. „Auf Wiedersehen in Amerika!" rief einer überlaut zu den Auswanderern hinüber. Einige Mütter und Väter fuhren mit bis nach

Luzern oder Basel, die meisten aber blieben zurück. Die Treppe lärmte vom Schiff ans Land. Die Schiffssirene heulte, und schon setzten sich die Schaufelräder in Bewegung. Die Auswanderer winkten, jauchzten, handorgelten, weinten. Das Volk am Ufer winkte ebenfalls, bis das Schiff in der weiten Bläue des Sees den Blicken mehr und mehr entschwand.

Fast wie sterben

Die Väter und Mütter aber standen immer noch da, schauten immer wieder dem Schiff nach, durchbohrten mit sehnsüchtigen, schmerzlichen Blicken die Ferne, würgten Tränen hinunter und wankten dann endlich mit todwunden Herzen heimzu, im Gedanken, dass sie nun vielleicht ihr Kind zum letzten, zum allerletzten Mal im Leben gesehen hatten.

Furchtbar, beinahe traurig, wie das Sterben, war dieses Abschiednehmen gewesen.

Mit dem letzten Schiff kamen dann die paar alten Leutchen, die ihre Angehörigen bis Luzern oder nach Basel begleitet hatten, ins Dorf zurück. Sie drückten sich scheu an den gaffenden Dörflern vorbei, gaben kaum ein Gesetzlein Antwort, wenn sie jemand anhielt und fragte, und machten sich so schnell wie möglich nach Hause, um daheim in der Kammer zum ersten Mal ganz allein das grosse Abschiedsweh des Tages auszuweinen.

Eine bessere Zukunft?

An diesen Abschied dachte ich auch jetzt wieder, wie ich neben dem Resli einherschritt.

Nein, in die Fremde hinaus gingen sicher nicht alle aus freiem Willen. Irgend eine Not mussste sie zu diesem Schritt gezwungen haben. Umsonst gab man eine so schöne Heimat nicht preis. Und da musste in der Ferne, in der Fremde irgend etwas sein, etwas Gutes, Notwendiges, was die auswandernden Dörfler hier im Dorf nicht bekommen konnten. Suchten sie wohl Arbeit und Verdienst?
Ja, aber hier standen doch im Dorf drei Fabriken.

Gaben die nicht Verdienst, Brot und Auskommen? Zogen nicht sogar Fremde hierher zur Arbeit?
In mir stiess bei diesem Gedanken ein heisses Brennen der Scham auf. Hatte ich nicht erst noch gestern neben der strudelnden Erdäpfelpfanne ganz böse und zornige Gedanken über die Fabrik in mir aufsteigen lassen?

Aber diese Auswanderer wollten halt vielleicht Verdienst und zugleich Freiheit, wollten nicht in rasselnden, lärmenden Fabrikräumen eingesperrt sein, wollten bei ihrer Arbeit um sich nicht Wände haben, sondern Luft, Licht, Sonne, Landschaft, Wälder, Berge und Seen?

Aber war diese Freiheit nicht zu teuer erkauft? War es nicht besser, hier im Dorf täglich einige Stunden in die Fabrik zu gehen und dabei doch die Heimat mit all ihrer Schönheit zu besitzen? War die Fabrik dort unten am See vielleicht doch nicht das Gefängnis, als das ich sie gestern und schon oft in meinem Unmut verschimpft hatte? Hatte sie vielleicht im Umkreis des Bezirkes sogar eine wichtige, verdienstvolle Aufgabe zu erfüllen?

Aus: „Die Stimme des Berges“, 84ff, 1936, Untertitel von Redaktion gesetzt
Fotos: J. M .Camenzind, Archiv Bethlehem Mission Immensee. Seidenspinnerei am See (auf Foto unten links), Bezirksarchiv Gersau,

Weiteres über Leben und Werk von Josef Maria Camenzind im Bezirksmuseum Gersau (Camenzindstübchen) und auf der Website:
www.gersau.ch/ammann/camenzind/ca_info.html

Fragen zum Lesetext „Auf Wiedersehen in Amerika“

1.
Beim Abschiedslied auf dem Schiffsteg in Gersau konnten die Sänger plötzlich nicht mehr weitersingen. Warum?

2.
Worüber staunten die in Gersau aussteigenden Reisenden?

3.
Der Kontrolleur des Dampfschiffes wurde ungeduldig. Woran spürt man das?

4.
„Auf Wiedersehen in Amerika! Wer rief das?

5.
Beschreibe das Gesicht der zurückgebliebenen Frauen und Mütter.

6.
Wie denkt der Erzähler über die Seidenspinnerei-Fabrik in Gersau?

Lösungen:
1. vor Trauer 2. viele Leute auf dem Steg 3. Kontrolleur ruft: „Pressieren...!“
4. ein Bursche an Land 5. sehnsüchtige, schmerzliche Blicke
6. leise Vermutung, Fabrik sei doch kein Gefängnis, sie bringe Verdienst